

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 22 (1918-1919)
Heft: 3

Artikel: Eine Mutter und ihr Sohn : ein Geschichtlein aus der Waldvogelzeit
Autor: Reinhart, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662351>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„„Hanig fröhlich vom Maitau trunke,
 Het mer druf es Blüemli gwunke.
 Vo der Matte hummi grad
 Us em warme Sunnebad.
 D'Stärneblueme halte z'Nacht
 U mym Bettli Totewacht!"" —

Eine Mutter und ihr Sohn.

Ein Geschichtlein aus der Waldbogelzeit von Josef Reinhart.

In das Wohnstöcklein neben unserm Bauernhause kam zu meiner Schulzeit eine Witfrau mit acht oder neun Kindern zur Miete. Die arme Frau hatte mit ihrem Manne früher im Dorfe, in der Nähe der Steingrube gewohnt, wo er in gesunden Tagen das Brot verdiente, bis eine langwierige Krankheit die Familie in ärgste Bedrängnis brachte. Nach dem Tode des Mannes mußte die Witfrau eine billigere Wohnung suchen, und es war ihr vielleicht auch wohl gelegen, in der Nähe eines Bauernhofes ein Dach zu finden, wo sie in den hohen Werken oder wenn sie nicht zu waschen hatte, Hand anlegen konnte.

Ich sehe sie noch, die Wäscherin, wie sie am Feierabend, einen Bogenkorb am Arm, die beiden Kleinsten mühsam nachziehend, von der Dorfstraße her den Fußweg zum Stöcklein herauf bog; oft trug sie unter dem Arm noch ein paar dürre Äste, die sie am Wege aufgelesen. Jedesmal aber, wenn sie die kleine Anhöhe neben unserm Hause gegen ihre Wohnung hinaufkam, schien ihr Rücken sich aufzurichten; rascher und weiter schritt sie aus, und man hätte ihr dann wohl von ihrer Last und ihrer Bedrücktheit wenig angesehen, wenn nicht ein früh vergrämtes und zermürbtes Gesicht und die faltig durch die verwaschene Schürze umgeschnürte Jacke die Armut verraten hätten.

Fast jedesmal kam ein Knabe, — wie oft hat ihn die Mutter mir gezeigt — von den drei oder vier Treppenstufen herab gesprungen, der Mutter den Korb für ein kleines Stück abzunehmen und heimzutragen. Wenn ich ihn an der Seite seiner Mutter, mit lebhaften braunen Augen ihr Antwort gebend, der Stiege zuschreiten sah, erfüllte mich ein Gefühl des Unbehagens, wie mit Nütchen aufgezwängt. Ganz so wie zur Mutter konnte Maggi zum Lehrer aufblicken, wenn dieser vor der Bank stand und uns Rechnungen erklärte, so ganz mit dem Glanz der Augen sprechend, ihm zunicke, daß der Lehrer nur allein zu ihm redete. Ich hätte es ihm manchmal gerne gesagt, oft juckte es mich: Schau doch den Lehrer nicht so an! Aber ich tat es nie; warum, das weiß ich nicht, vielleicht, weil ich fürchtete, er möchte den Reiz aus meinen Worten hören, daß er immer oben am ersten Plaze saß.

Und wer wußte es, vielleicht kam sein dürstend zustrebendes Wesen doch von Herzen! Wie oft mußte ich im stillen lächeln, wenn er auf dem Heimweg noch von der Schule sprach, diese oder jene Rechnung wiederholte, oder wenn er am Grasbord niederfaß und eine Stelle aus einem Gedicht oder eine Geschichte wieder las, während ich nebenan, über den Bachsteg gebückt, mit aufgestülpten Ärmeln ins Wasser nach Krebsen griff. Wie konnte man auch die Dinge der Schule hinaus in die Sonne oder in den Schatten der Erlendaunen tragen! Sie gehörten für mich dorthin, wo die Tabellen hingen, wo ein staubig, muffig schwerer Stubengeruch über den Bänken lag.

Miggi hatte große Pläne im Kopf. Einmal wollte er Fabrikherr werden und ein großes Haus bauen, ein andermal redete er von Amerika, wo er viel Geld verdienen wollte, ein andermal wieder wollte er Geistlicher werden. Niemals aber mußte seine Mutter zu ihm kommen, und jedesmal sollte sie in einem weichen Polsterstuhl sitzen.

Ich erzählte meiner Mutter oft von meinem Schulkameraden und lachte wohl auch über sein Wesen. Aber die Mutter verwies es mir. „Er hat halt die Mutter gesehen, wie sie ganze Nächte lang hat wachen oder wie sie dem Vater die Rissen hat halten müssen, wenn er wunderbarlich war vor Schmerzen“. „Und weißt“ fuhr die Mutter fort, „wenn die Wäscherin am Feierabend noch Kiste heimträgt unterm Arm, so sieht er auch, daß sie alles für die Kinder tut! Du hast's halt lang schön, weißt gar nicht, wo das herkommt. Schweig du nur und lach nicht, leicht kommt's dir auch noch anders an die Nase!“

Ich machte mir nicht viel daraus; aber daß Miggi immer bessere Noten aus der Schule heimtrug, daß ich noch nie über seinen Platz hinausgekommen, trotzdem ich dem Lehrer ein Körblein mit Pflaumen gebracht, das würgte mich wie eine bittere Birne; aber ich mochte es nicht sagen.

Im zweiten Jahre hatte die Witfrau von unserm Land ein Stücklein Erde zum Pflanzen übernommen; es war wohl nicht der beste Boden, da er abseits vom Hofe, oben in der Waldecke, von Tannen und Gebüsch geschützt lag. Dort hörte man den Miggi in der freien Zeit seine kleinen Geschwister meistern, während die Mutter im Dorfe auf der Arbeit war. Dorthin fuhren sie spät nach der Mutter Feierabend in einem selbstgefertigten Sandwägelchen mit Asche und Dünger, und spät noch in der Dunkelheit hörte ich Miggi auf dem Heimweg seiner Mutter von der Tagesarbeit reden oder von großen Kohlköpfen oder faustgroßen Kartoffeln, die sie im Herbst in den Keller bringen wollten.

In diesem Jahre nun, da kam der nasse Sommer; wochenlang regnete es fast jeden Tag, daß wir Heu und Garben der Sonne abstecken mußten. Besonders den Kartoffeln tat der lange Regen weh. Wo an trockenen Halden der Regen abfließen konnte, da hielten sich die Stauden länger grün als an feuchten ebenen Plätzen, wo das Wasser im Boden hocken

blieb. Als aber Anfangs August wochenlang die Sonne schien, blieben die Leute an der Straße stehen und zeigten kopfschüttelnd auf die schwarzen Stauden. Auf unserm sonnhaldigen Hofe hatten sich die Stauden länger gestellt, und wenn man einmal eine Pflanze aus der Furche hob, wollten die Knollen nicht von den Stengeln lassen. Aber als wir einmal an der Wäscherin Plätzchen vorübergingen, sagte die Mutter: „Jere, sie hat es schlecht getroffen, die Wäschere, das magerste Abland, kaum die Sechlinge bringt sie heraus aus dem Waldbödeli!“ Sie sagte es auch dem Vater, und er meinte, man werde ihr dann am Zins wohl durch die Finger sehen müssen, oder wenn sie ein wenig Hand anlegen wollte bei der Geldarbeit, könnte man ihr auch etwa mit einem Sack das Loch im Keller füllen.

Die Wäscherin hatte einen bösen Herbst, das sahen wir wohl. Ich hörte oft die Mutter sagen, wenn der Vater brummte, jezt, da man Hände und Arme gebrauchen konnte, da sehe man die Wäscherin nur im Rücken mit ihrem Korb: „Du Gauch, die muß halt ein paar Baken verdienen in den Häusern, wenn sie den Kindern etwas auf den Tisch stellen will, sonst weiß Gott, müssen die im Winter am leeren Teller schwarzen Hunger haben!“

Die Mutter streckte der Wäscherin denn auch manches Stücklein hinter des Vaters Rücken in die Schürze: „Nehmt das heim, Wäschere, ihr seid auch böß dran jezt!“

„Sie ist halt ein wenig stolz!“ entgegnete mir die Mutter, wenn ich der Beschenkt nachsah, wie sie, fast ohne zu danken, als ob das selbstverständlich wäre, um die Hausecke bog. Da die Wäscherin bei der Arbeit wenig sprach, so holte ich lieber die Riedholzbeth zum Helfen: „Sie hat halt selber genug im Kopf, die kann nicht andern Leuten kurze Zeit machen mit dem Mund,“ sagte die Mutter.

Wenn die Wäscherin half, war's bei uns fast, wie wenn die Sonne nicht recht scheinen dürfte. Das rote Kopftuch tief über die Stirn ins eckig harte Gesicht hinabgezogen, daß nur die lange spitze Nase hervorstach, so schlug sie drein und schaute nicht um sich. Wenn ihre Kleinen, die noch im Rößchen an der Grashalde mit Steinen und Schneckenhäuschen die Zeit vertrieben, zu laut aneinander kamen, hustete die Wäscherin oder richtete sich gerade auf, griff mit ihrem Handrücken nach dem Kreuz und warf ein kurzes Wort hinüber, daß sie sich schweigend vertrugen.

Unser Kartoffelacker, der sich wie ein braunes Band am grünen Wiesenkleid als Gürtel an der Hüfthalde hinzog, warf manchen Wagen voll roter und gelber Knollen an die Sonne, und große Haufen von kleinen wurden für die Schweine in die Hausecke unters Dach geschüttet, während draußen noch eine beträchtliche Strecke der Ernte wartete. In jenen Tagen schien die Wäscherin, wenn sie uns half, verschlossener und stachlichter als früher. „Queget auch, wie große!“ rief ich aus, wenn ich eine besonders gewichtige

Knolle auflos, „die sollte man wägen!“ Und als ich gewahrte, daß sie jedesmal mit spitzen Fingern das Kopfstuch weiter über die Augen zog, wenn ich wieder eine besonders große Knolle ausrief, tat ich es mit innerer Freude noch öfters, worauf sie auch den Erdrhub mit zornigerem Rucke hinter sich zu werfen schien.

In einem Nachmittage gruben dann Wäscheres ihr Plätzchen Kartoffeln. Ich war neugierig, wie viel sie heimtrugen, wollte an der Hausecke zusehen, wenn sie die Ernte nach Hause brachten. Aber die Mutter verwies es mir: „Schäm dich, Bub. Man könnt fast meinen, hättest Freud!“ Ich warf den Kopf herum: „Se, warum ist sie so stolz! Was sitzt er immer obenan! Wir haben doch größere Kartoffeln!“ Da lachte die Mutter über mich hinweg: „Man sagt halt sonst, die dümmsten Bauern, die größten Kartoffeln; könnt bald meinen, bei dir trifft's zu!“ Das biß mich wie Gerstenkleie, und ich ging zum Troß um die Hausecke und sah hinter dem Bienenhause zu, wie Wäscheres den Waldweg auf der Sonnenseite herabkamen, hinter unserm Hause vorbei, und wie leicht am Kartoffelkorbe Miggi mit der Mutter trug. Als die Wäscherin neben dem Haus hinabging, und mich gewahrte, griff sie zum Rücken, als ob sie ihn zur Höhe strecken müßte, richtete sich auf, daß, durch ihren Handgriff gehoben, der Korb die traurige magere Ernte vollends

In jener Nacht weckte mich ein lautes Reden, das durch die offenen Läden der Jalousien in unser Schlafzimmer drang. Ich hörte von draußen die gedämpfte Stimme der Mutter, leise beruhigend und dazwischen den Vater, aufgeregt und zornig, oft ein Fluchwort ausstoßend. Auf den Zehenspitzen tastete ich mich durch die dämmerige Dunkelheit ans Fenster; was sah ich im Lichte der Laterne, die unsere Mutter in der Hand hielt? Miggis Mutter die der Vater mit zusammengekrampften Fingern am Ärmel festhielt. Ein Säcklein, woraus die Formen der Kartoffeln traten, lag zu Füßen des Vaters.

„Du, laß sie gehen!“ bat die Mutter.

„Keine Rede!“ versetzte der Vater „wär ich nicht zufällig vom Dorf gekommen, wer weiß, die hätt noch manchmal gemaust da draußen!“

„Das erstemal“ fuhr Miggis Mutter auf und hob den Kopf.

„Laß sie los! Schau, sie ist böß dran, d'Wäschere; in der Not, wer weiß, was man tut!“

Der Vater ließ sich augenscheinlich nicht erweichen: „Hätt heischen können! Nicht nehmen, in der Nacht ausgrübeln aus dem Boden, wenn die Leute schlafen!“

„Hättet mir bessern Boden geben können, dann wär's nicht vorgekommen,“ warf die Wäscherin, ohne ihn anzusehen, hervor.

Da trat der Vater näher an sie heran und drohte mit dem Finger: „Was meint ihr, Wäschere, wenn ich euch anzeige, auf der Polizei?!“

Das war, wie wenn ein Schlag mit der Faust den Rücken der Frau geknickt; sie sank zusammen und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Nein, nur das nicht! Reinert, tut mir nur das nicht an, anzeigen, um Gotteswillen nicht!“

Die Mutter stellte die Laterne ins Gras unter die Dachtraufe, schaute nach dem Fenster und trat zur Frau: „Oh, Wäschere, macht nicht so laut! Davon ist keine Rede, daß man euch verzeigt, nein jere nein!“

Jetzt schluchzte die Frau, und ihr Weinen war, gebrochen durch die Worte der Mutter, anhaltend leiser und schien befreiter geworden. Selbst die Mutter fuhr mit dem Rücken der Hand über die Augen.

Die Frau erzählte nun mit gedrückter Stimme, wie sie am Abend ihre Kartoffeln in den Keller getragen und das Loch gesehen, wie sie erschrocken sei, und was das im Winter werden solle; dann aus dem Keller steigend, habe sie bei uns noch spät vom großen Wagen Kartoffeln abladen hören, und da sei es über sie gekommen, als ihre Kinder schon schliefen. Immer auf dem Wege zu unserem Acker habe sie gedacht, sie wolle nur ausgraben, was ihr recht und billig auf ihrem Ackerlein gehört hätte.

Der Vater beruhigte sich unter ihrer Rede, grollte zwar noch einmal auf, das sei ihm eine merkwürdige Ausrede; aber er schwieg doch bald und versprach brummend, sie nicht anzuzeigen.

Die Frau gab meiner Mutter die Hand: „Hundertmal Dank, Frau Reinert, 's ist wegen der Kinder, wegen dem Miggi; wenn ich denke —“ sie konnte nicht fertig reden; neu ausbrechendes Weinen erstickte ihre Stimme.

„Ja,“ tröstete sie die Mutter, „er ist ein rechter Bub, haltet Sorg zu ihm!“ Ich konnte kaum noch atmen hinter dem Fenster und stelzte über all dem Gehörten verwirrt in meine Dunkelheit zurück. Lange noch blieb ich wach, wußte nicht, was für Gefühle in meinem Innern wogten: war es Schadenfreude? War es die Freude, daß ich nun Miggi in meinen Händen hatte, oder war es etwas Edlereß, das mein Herz rascher schlagen machte, eine andere Freude, die aus der Ferne heraufdämmernde Mitleidsfreude?

Niemand wußte um mein Geheimnis. Die Eltern ließen auch nie ein Wort verlauten von dem, was sie in dieser Nacht erfahren.

Noch nie hatte nach den Herbstferien ich die Schule erwartet, wie diesmal; warum, das hätte ich selbst nicht sagen können; aber als Miggi und ich zum erstenmal wieder auf der schmalen Straße zum Dorfe gingen, sah ich von der Seite, wie er im Gehen seinen neuen Spenzer zupfte, den ihm die Mutter an langen Abenden gestrickt, als Lohn für seine Ferienarbeiten. Das Holz, das er gesammelt, werde wohl den ganzen Winter reichen. Er rühmte, wie die Mutter Strümpfe gestrickt für eine Herrschaft in der

Stadt, damit sie noch Kartoffeln habe kaufen können; denn unser Acker habe nicht genug getragen, er sei zu mager gewesen. Ich mußte die Zähne zusammenbeißen, meine Zunge war fast nicht zu halten. Immer nur die Mutter, und wiederum die Mutter! Da faßte ich mein Schulbüchlein fester in die Hand; denn nun galt es doch, zu zeigen, daß Miggi nicht allein eine Mutter hatte; ich rühmte mit vollen Backen, was sie für hohe Bohnen gepflanzt, was für Prachtsschweine sie am Herbstmarkt in die Stadt gebracht, sodaß die Leute die Hände über dem Kopf zusammen geschlagen; ich rühmte, was sie mir neu gekauft: zwei Winterkappen, eine für die Kirche und eine für die Schule. So redete einer über den andern, bis beide rote Köpfe hatten, und je mehr ich die Achsel zuckte über Miggis Lustschlösser, je eifriger er baute, umso kühner stellte ich sie mit meinen Türmen in den Schatten oder riß ihm unbarmherzig nieder, was er aufgerichtet. So kamen wir zur Schule, wo sich Miggi mit umso größerer Selbstverständlichkeit auf den ersten Platz hinsetzte, je eifriger ich mich ihm gegenüber auf die Behen gestellt.

Bald nach Beginn der Herbstschule kam ein anderes Ereignis und füllte unsere Gespräche aus. Es sollte dem alten Lehrer an der untern Schule von der ganzen Gemeinde ein Fest bereitet werden, dafür, daß er fünfzig Jahre der Jugend und dem Ort gedient. Alles sprach davon. Während der Schule wurde viel gesungen. Unser junger Oberlehrer hatte auf eine schöne Melodie ein paar Strophen gedichtet, die wir nun auswendig lernen mußten. Auf dem Heimwege maßen wir uns die Bilder aus, die ein solch ungewohntes Fest uns bringen konnten. Wir waren alle zum alten Peter in die Schule gegangen und wenn ein jeder seine große Nase mit den Brillengläsern an der Stirne vor Augen sah, so war es einem doch, man mußte einander mit dem Kleidersaume im Weiterschreiten berühren, wenn man von ihm sprach. Es gingen allerlei Erinnerungen von Mund zu Mund und fährten wie die Kugeln eines Rosenkranzes zwischen den Gesprächen der Leute immer wieder, besonders darum, weil unsere Eltern schon bei ihm auf den Schulbänken gesessen und mit noch manchem Gedicht und Sprüchlein über die Arbeit weg einem lernenden Kinde weiterhelfen konnten. Miggi erzählte aus der Schulzeit seiner Mutter, daß der Peter einst seinen eigenen Sohn und zwar dies einzigemal vor den Augen der andern Schüler hinausgewiesen habe, darauf aber den ganzen Vormittag mit hängendem Kopf über das Pult gebeugt unter dem Schweigen der ganzen Schule dumpf hingebriitet habe, nur, weil der Sohn, der beste Schüler sonst, ihm eine neue Feder aus der offenen Schachtel entwendet hatte. Peter hatte auch jahrelang die kleinen Nebenämter der Gemeinde fast ohne ein Dankegott besorgt, hatte die Arme ngelder in seinen Händen und die Sparbaken der Gemeinde eingezogen. So sollte es nun ein ganzes Gemeindefest werden, wie noch keines erlebt worden, nachdem nun einmal wie verspäteter Herbst-

kümmel auf trockener Sommerwiese das Dankgewissen aufgegangen war. Alles wollte mit einem Blümlein den Kranz der Ehre zieren. Jeder griff in die Tasche, als es hieß, man wolle ihm mit einer glänzenden Ehrengabe die Augen heiter machen. Wenn an den Schultagen die Fenster unter den Klängen der Schullieder erzitterten, so dröhnten sie an den Herbstabenden unter dem Bombardon der Blechmusik.

Der alte Peter kam und ging mit seinem knorrigen Backelstocke, unter dem abgeschossenen Schabzigerhute still lächelnd, an uns Oberschülern vorbei, und es hob uns den Kopf nicht wenig, wenn wir im Vorbeigehen mit scheuem Blicke einen Gruß aus seinen überbuschten Augen ernten durften. Der junge Oberlehrer, der jetzt als Gesang- und Musikleiter dem eintönigen Arbeitsleben des Ortes mit seinem noch so unermüdlichen Taktstock nun eben einen reichlichen Goldglanz verschaffte, kam in dieser Zeit fast Tag und Nacht nicht zur Ruhe, und man sah ihm die Unentbehrlichkeit schon von weitem an, wenn er, durchs Dorf eilend, sein glänzendes Spazierstöcklein um die Hüfte schwang und im Gehen sein weißes Taschentüchlein an die feuchte Stirn führte.

Eines Tages hatte er nach einem würdig ernst und feierlich gehaltenen Schulhalbtage der Klasse verkündet, daß ein Schüler — er blickte auf Miggi und auf mich herab — ein Festgedicht auf den Jubilar vortragen dürfe. Er habe es selbst gedichtet. Nun wurden wir zwei nach der Schule von hundert neidischen, aber auch spöttisch lächelnden Augen umringt. Welchen trifft's wohl von euch? Und wie mit kalten Wassersprizen reizten sie unsern Ehrgeiz: „Der Miggi darfs nicht machen, die haben nur eine Geiß daheim!“ „Der Seppi kann's nicht sagen, der bekäme den Schlotter in den Knien!“ Mit rotem Kopfe retteten wir uns aus dem spitzzüngigen Neidhag, und auf dem Heimweg hatten wir den Kopf so voll, daß ein jeder auf einer Seite der Straße ging. Nach und nach zuckte wohl einer die Achseln: „Nah, mir ist's egal, dem lauf ich keinen Schritt nach!“ sagte ich und sah, wie Miggis Augenlider zwinkerten. Er riß einen halbdürren Stengel vom Staudenrand und stäubte damit das Knie: „Ich bin sicher, daß ich's machen könnte, ich bin halt obenan, aber erst muß ich mich besinnen!“

Schon auf der Schwelle gackelte ich atemlos die Neuigkeit der Mutter entgegen. Aber sie ließ den Besen nicht stille stehen, sondern meinte gilstmirgleich, als ich ihr mit unsern sieben Kühen ins Feld rücken wollte: das werde wohl dem Besten gehören, und auch mit der größten Ruhglocke sei da nichts zu machen. Ich schwieg kleinlaut und redete nicht mehr davon. Aber am andern Tage, als der Miggi kam, brachte er mich früh schon in die Gast, indem er mir lächelnd anvertraute, er habe seiner Mutter noch nichts verraten; sie sollte es nicht wissen, bis am Feste; er möchte dann ihre Augen sehen von der Schulstiege herab. —

An diesem Tage behielt uns der Lehrer nach der Schule zurück, und ohne zu zucken, erduldeten wir zwei an unsern Plätzen die neidisch neugierigen Achselblicke der sich verlaufenden Schülerschar. Der Lehrer las uns nun sein Festgedicht mit unbeweglich gesammelten Mienen. Miggi räfelte sich vor in seiner Bank, trank jedes Wort mit unbeweglich unterstütztem Kopf; ich meinte, mit einem schiefen Blick zu gewahren, wie das Weiße seiner Augen hervortrat und in Feuchtigkeit erglänzte. Wir mußten beide das Gedicht abschreiben. Mit zitternden Händen tat ich es, und bei einem Worte durchzuckte mich der Gedanke, daß mir das Blut in den Schläfen klopste. „Hast Angst, Seppli?“ lachte der Lehrer, „ja, wenn d' jekt schon Angst hast. —“ Miggi schrieb hastig, während ich über eine Strophe wie über eine struppige Erddrolle stolpern mußte. Es hieß darin von des alten Lehrers rechtem Sinn, von Tugend, Reinheit, von einem Gärtner, der Unkraut rottete und edeln Samen legte. Ich wußte nicht, warum in diesem Augenblicke das Bild aus jener Nacht mit Miggis Mutter in vollem Licht und scharfem Schatten mir vor die Seele trat.

„So Miggi!“ lobte der Lehrer, „lies mir 's jekt!“ während ich mit vorgebeugtem Kopfe und fast zitternder Hand noch krumme Buchstaben pflanzte. Miggi ließ die glatten Verse so behende von der Zunge quellen, daß ihm der Lehrer die Hand auf die Achsel legte: „So, das wird ja gut! Das geht ja wie geölt bei dir!“ Miggi leuchtete ihn an, und der Lehrer gab ihm das Blatt zurück. Nun mußte ich daran. Aber ich stotterte mehrmals, besonders holperte meine Zunge mühsam über die bewußte Anhöhe mit den Tugendblüten. Der Lehrer zuckte die Achseln: „Bist doch sonst bald daheim im Vers. Nu nu, was ist dir heute?“

Er drehte bedenklich die kurze Schnurrbartspitze: „Seppli, stell dich, sonst mußt zuhören!“ Ich hätte weinen mögen; es würgte mich, ich biß auf die Zunge, senkte den roten Kopf. Der Lehrer ermutigte mich: „Nun, gib nicht verspielt!“ Er schwieg ein paar Minuten unentschieden: „So lernt halt beide das Gedicht auswendig, und am Abend kommt ihr dann zu mir!“ —

Ich weiß nicht mehr recht, wie wir mit unserm Gedichte nach Hause kamen. Miggi lernte schon auf dem Heimweg vor sich hin, als ob er mich vergessen hätte. Jedes Wort war mir ein Stachel; ich nahm mein Papier hervor und versuchte es ebenfalls; aber die Verse verwirrten sich wie Kletten, daß ich alles durcheinander warf, und je glatter sich bei ihm die Verse reiheten, umso borstiger krümmten sie sich bei mir gegeneinander.

Am Abend, als die Zeit herannahte, wollte Miggi an unserem Hause vorbeigehen, gleichgiltig ein Schullied pfeifend, als ob's ins Dorf zum Krämer ginge. „He, wart!“ rief ich ihm nach. Er kehrte sich um, das zer-schliffene Strohhütchen burschenmäßig über die Stirn hinaufgeschoben. Meine Mutter war im Garten, als wir fortgingen; sie schaute uns lächelnd

nach: „Kommt nur auch wieder zusammen heim!“ rief sie, die dürren Bohnenranken von der Stange windend. Ich schielte nach meinem Freunde und sah, wie sich seine Wangen wölbten, und ein Richern glaubte ich zu hören. Als wir allein waren, bemerkte ich an ihm ein wohlwollend herablassendes Wesen. Gilstmirgleich pickte er am Straßengebüsch ein paar verespätete Brombeeren. „Du“, sagte er nach einem langgezogenen Schmaßen, die firschröten Lippen des kleinen Mundes spitzend: „Was gäbst, wenn ich jetzt stirbe, auf der Stelle?“ Ich blieb stehen, schaute ihm ins spitze Vogelgesicht, schüttelte abweisend den Kopf und ging weiter, an ihm vorüber. Er brach ein Haselrütchen und schlug mit dem grüengebliebenen Wimpelblatt im Weitergehen den Taft zu einem Liede, das er in willkürlich gedehntem Tone vor sich hinpiff. Einmal, nachdem er ohne umzusehen, mich überholt, blieb er stehen, kehrte sich um und warf sein Rütchen weg: „Du“, lachte er, „was sagt deine Mutter, wenn du's nicht wirfst?“ Daran hatte ich noch nicht gedacht, und blieb nun stehen, strich mein Burgunderhemd, um meinen Unmut zu verbergen, glatt; dann warf ich den Kopf auf: „Oh“, fuhr ich in ansteigendem Borne ihn an, „das ist ihr gleich, der Mutter!“ Miggi stieß einen langgezogenen höhnischen Ton heraus. Ich stellte mich mit einem Schritt vor ihn: „Du doch nicht so! Sie hat's nicht nötig!“ Miggi schaute auf, seine Wangen schienen schmaler geworden: „Was meinst damit?“ Ich schüttelte den Kopf: „Ne, nur nicht so großartig, du!“ Rötter wurde sein Gesicht: „Was, großartig! Du, du bist großartig! meinst, weil deine Mutter dem Lehrer ein Körblein Pflaumen geschickt, sieiest höher angeschrieben“. Ich fühlte, wie meine Hände zuckten: „Was Pflaumen? Was sagst du?“ Da sah ich wieder das Bild von Miggis Mutter, und es fuhr mir über die Zunge, wie ein giftig aufloodernd Feuerlein: „Du, sie waren unser; die Mutter hat sie nicht gestohlen!“ rief ich und wollte ihm den Rücken kehren. Miggi packt mich am Arm „Was?“, zischte er hervor. Dann ließ er den Arm los; einen Moment stand er bleich und wie geschlagen da; auf einmal, wie von einem Drahte aufgeschneelt, so fuhr er auf; seine Zähne knirschten, er zuckte zusammen und eilte mit hastigen Schritten auf der Straße dem Dorfe zu; mit großen Augen, wie vom Wetter gestellt, glockte ich ihm nach und hörte sein zornersticktes Weinen, bis ich nur noch den Hut auf dem bewegten kleinen Menschen im blassen Herbsthimmel aufjucken sah. Einen Augenblick hatte ich mich umgewandt: „Dem ist's Ernst! Da gehst du heim!“ Aber da sah ich Miggi vor dem Lehrer stehen, klagend in seiner Ahnungslosigkeit: „Herr Lehrer, meine Mutter hat noch nichts gestohlen!“ Und wie er ihn ansah, den Lehrer! Und dieser legt ihm wieder begütigend die Hand auf die Achsel: „Schweig Emil! Er ist ein böser Bub! Ich will ihn morgen strafen!“ Nein, wenn er mich verklagt und den Heiligen spielt, so will ich auch dabei sein! Und wie der Miggi hub ich an zu laufen und kam atem-

los bis an des Lehrers Wohnung. Dort hielt ich an; ich hörte mein Herz in eilenden Schlägen gehen; ich atmete mich zurecht, schluckte in den trockenen Hals und ging die Stiege hinauf. Im Zimmer des jungen Lehrers fand ich Miggi allein, den Hut in der Hand; er rührte sich nicht, stand, den Blick auf den Schreibtisch gerichtet, wo ein silberglänzender Vogel mit ausholenden Flügeln auf einem eckigen Marmorstück wie angeheftet in die Höhe strebte. Ich blieb bei der Türe stehen, und so standen wir beide ein paar Minuten, ohne daß einer den andern zu gewahren schien. Da hörte man aus einem andern Zimmer Schritte; ein ange-regtes Summen kündete des Lehrers Stimme und, ein wenig burschikos freundschaftlich die Tür aufmachend, stand der Lehrer auf der Schwelle, blieb, die Linke in der Hand, stehen, schaute uns beide an und lachte verwundert: „Nu nu, was gibt's?“ Hastig schüttelte Miggi den Kopf, während ich verlegen lächelnd zur Seite trat. Der Lehrer deutete unser verstörtes Wesen als reine Befangenheit und suchte uns mit einem Scherzwort aufzu-richten. Er setzte sich schräg aufs Gesimse, und Miggi mußte nun sein Gedicht hersagen. Er trat einen Schritt von mir ab, als ob er mich fliehen mußte; ich rückte nach der Türe; einen Augenblick noch schluckte er, holte, um neuen Mut zu fassen, einen Blick des Lehrers und dann begann er mit warmer, ein wenig zitternder Stimme die erste Strophe. Des Lehrers Kopf erhob sich, als ob sein Ohr aus dem ein wenig schmerzlich angestregten Vortrag eine unbekannte Stimme vernehmen könnte. Dann lösten sich die Züge; immer eifriger nickte der Lehrer. Ich hielt den Atem an, fühlte, wie meine Hände sich fester krampften, je näher er der mir so bewußten Stelle kam. Nun sagte er sie:

Der Tugend und der Ehre Hüter
Im Garten reiner Herzensgüter —“

Weiter kam er nicht; er stotterte, schaute nochmals wie hilflos hinüber, ließ dann den Hut fallen, wandte sich um und begann herzbrechend zu weinen. Wie gelähmt stand ich da, und hilflos berührte meine heiße Hand das Türblatt hinterm Rücken. Der Lehrer war aufgestanden, schritt auf Miggi zu, teilnehmend sprach er auf ihn ein: „Emil, was fehlt? Was ist geschehen?“ Miggi schluckte nur umso tiefer, und durch des Lehrers warme Teilnahme gerührt, schütterte sein Körper in schmerzlichen Zuckungen. Nun ängstlich besorgt, drang der Lehrer ernster in den Knaben: „Sag's Emil, mir mußt du's sagen!“ Emil barg seinen Kopf mit leidenschaftlicher Erregung an des Lehrers Arm: „Meine Mutter — hat — nicht gestohlen!“ brachte er hervor. Der Lehrer schaute mich mit gefalteten schwarzen Brauen an: „Was heißt das?“ fragte er zornig zu mir herüber. Ich machte eine unmutige abwehrende Bewegung, kehrte mich wieder um und öffnete

den Mund. Aber ich hätte in diesem Augenblick kein Wort hervorbringen können. Mit wollüstigem Troke biß ich die Zähne zusammen; der Lehrer faßte mich erregt am Arm: „Hast du das gesagt?“ Ich senkte den Blick. Er wiederholte die Frage: „Hast du das gesagt?“ Ich schwieg. Er wandte sich an Miggi: „Hat er das gesagt?“ Von neuem ausbrechend, bejahte er es. Nun ließ der Lehrer meinen Arm los, trat ganz nah an mich heran und beugte seinen Kopf zu mir herab, daß ich die zwei braunen Augen unter schwarzen Brauen wie lebendig knisterndes Feuer vor mir sah: „Warum hast du das gesagt?“ Noch einmal hob ich den Kopf; aber er sank vor dem bohrenden Blick ohnmächtig vornüber. Aus diesem Ohnmachtgefühl wuchs der neue Trost. — Komme jetzt, was es wolle! Ich zuckte die Achseln und würgte hinaus: „Ich weiß es nicht!“ Der Lehrer stieß mich zurück, daß ich an die Tür prallte, kehrte mir den Rücken, und mit mutlos kalter Stimme warf er mir über die Achseln die Worte zu: „So bist du so einer, Seppli“ und fuhr ein wenig tränenhaft klagend weiter: „Nun, das ist nicht schön von dir, so etwas zu sagen, wo du doch weißt, was Emil für eine gute, rechte Mutter hat!“ Er hielt inne, warf ein Buch an einen andern Platz und sagte dann, fast mitleidig: „Geh jetzt, für diese Sache sind wir fertig!“

Ich warf noch einen flüchtig abbittenden Blick hinüber; aber ich traf sein Auge nicht; tastend fand ich die Türschwelle, schlich mich hinaus und zog die Türe leise zu. Wie in Träumen kam ich durch den gelbdunkeln Raum, die Treppe hinab und vor das Haus. Draußen flimmerte mir durch die leise bewegten Blätter der Reblaube die matte Herbstsonne schmerzhaft in die Augen; ich blinzelte, zog den Hut tiefer und schritt in die Straße hinaus. Je weiter das Schulhaus hinter meinem Rücken versank, umso leichter atmete ich, und als ich nach Hause kam und mich die Mutter fragte, wie es nun gegangen, schüttelte ich mit heftiger Lustigkeit den Kopf: „Fertig ist's“ und ging hinters Haus. Dort stand ich wohl eine halbe Stunde lang oder länger, den Blick ins letzte rötliche Abendflimmern der Kottannen verloren; aber als dann die Augen bunte Regenbogenfarben blinken sahen, ergriff ich die Holzart auf dem Stock und spaltete für die Mutter Kleinholz mit eifrigen Schlägen, bis sie mich zum Nachessen in die Stube rief.

In unserem Hause wurde nicht viel vom Lehrerfeste gesprochen. Einmal sagte es eines über den Tisch, der Wäschere-Miggi dürfe auf der Schulhaustreppe ein Gedicht aufsagen. Ich beugte mich über den Teller; aber keines der Eltern sagte mehr ein Wort.

In der Schule schien es selbstverständlich, als es hieß, der Miggi sei der Auserwählte. Der Lehrer kam nicht mehr darauf. Ich ging ab und zu;

die andern Schüler achteten es wohl kaum, daß der Lehrer mich ein paar Tage nicht mehr beim Namen rief.

Am Tage des Festes, einem klaren silberblauen Herbstsonntage, sprach die Mutter über den Tisch, sie möchte doch dem alten Lehrer auch noch guten Tag sagen, und sie fragte den Vater, ob er ins Dorf mitkommen wollte. Er hatte zuerst eine Ausrede, nachher versprach er doch, sie zu begleiten.

Wir Schüler sollten lang vor Festesbeginn mit unserer Aster am Gute vor dem Schulhause uns besammeln. Allein schritt ich auf der Straße dem Dorfe zu. Das wollene Sonntagsröcklein dünkte mich ein wenig heiß, als ich meinen einsamen Schatten neben mir am braunen Wiesenborde mitwanfen sah, und es wollte mir fast ein wenig weinerlich zu Mute werden. Aber ich hatte es rasch hinuntergeschluckt und stellte mich, beim Schulhause angekommen, unbemerkt zu den andern. Ich suchte meine wirren Gedanken von ihrem zwiefachen Wege abzulenken, musterte die befränzte Bühne, hörte einem Gespräche zu, machte selber eine trockene Bemerkung über einen daherkommenden früheren Schüler dieses Dorfes, der nun in städtischem Gehaben, mit blondem Bart und hohem Kragen, aus blizenden Brillengläsern die Dorfgesellschaft strenge, doch volksfreundlich gemildert, musterte und herantretend gönnerhafte Grüße und billige Händedrucke austeilte. Von drei oder vier Straßen und Dorfwegen kamen die Leute herbei, emsig, Neugier in den blinzelnden Augen die einen, bedächtig, abwartend die andern und sammelten sich in Gruppen um den Festplatz herum.

Ein Musikstück eröffnete das Fest. Dann kam der Jubilar, begleitet von seinen Angehörigen und setzte sich auf eine der vordersten Bänke; bleich mit ernstern, fast leblosen Zügen saß er dort neben seiner gedrückt und bescheiden bei ihrem Mann sich bergenden Frau. Erst, als Miggi nun auf die Schulhausstiege neben die Bühne trat, und, einen Asterstrauß in der einen Hand, sein Gedicht vorzutragen begann, schaute der Lehrer auf, die Hand einmal von der Sonne geblendet, an die Stirn haltend, sah er unverwandt zu ihm hinüber. Miggis Worte wirkten sichtlich auf die meisten Zuhörer; keiner schaute anderswohin als nach ihm; dann und wann glitt ein gerührter Blick, die Wirkung eines besonders kräftigen Satzes erfragend, zum alten Lehrer hin, um geschwind zum Redner hinzukehren. Bald fuhr auch schon da und dort eine Frau mit dem Taschentuche nach den Augen. Ich selber sah und hörte fast unberührt, wie aus der Ferne zu. Ich war so kühl, daß ich während Miggis Vortrage mit den Augen den Standort seiner Mutter auffuchen durfte. Sie stand allerdings mit ihrer kümmerlich hageren Gestalt etwas weitab mit zweien ihrer Kinder, eingeengt zwischen andern Frauen. Aber wie nun ihres Knaben Stimme sich erhob, da sah ich, wie die Zipfel des braunen Kopftuches, das sie in schmalen Streifen über ihr spär-

liches Haar geschlungen, leise zitterten; einmal schloß sie, den Kopf gesenkt, ihre beiden Augen und kehrte sich, vom Licht der Sonne geblendet, halbwegs nach ihren Kleinen um. Ein gerührtes Händeklatschen folgte den letzten Worten, als Miggi nun von der Treppe stieg, den Blumenstrauß dem aufstehenden Lehrer in die Hand gab und dann eilig zwischen den wohlgefällig ihm mit Blicken folgenden Gestalten hindurch sich zu seiner Mutter drängte; sie faßte ihn fast scheu an der Hand und zog ihn näher zu sich und ihren Kleinen.

Kühl hatte für mich der Vortrag begonnen; aber als Miggi hinabschritt und dann fast scheu zu seiner Mutter ging, da sah ich vor den Augen das Licht des Tages wiederum in allen Farben, und ich hatte genug zu blinzeln, bis ich wieder klar und munter sah.

Auch meine Eltern waren gekommen, und während sich nun die Leute an die Brettertische zerstreuten, suchten auch wir einen Platz zum Sitzen.

„Die Wäschere hat auch Freude an ihrem Bubén!“ sagte die Mutter, „es ist ihr zu gönnen!“ und sie ging auf die unbeachtet abseits stehende Frau zu und lud sie ein, bei uns Platz zu nehmen. Sie lehnte aber dankend ab und sagte: sie wolle nun wieder heimgehen mit den kleinen Kindern, da Miggi die größern wohl hier ein wenig im Auge behalten werde. Meine Mutter sagte ihr noch ein paar freundliche Worte über ihren Sohn; dann trat die Wäschere unbemerkt, nachdem ihr Miggi bei den andern Schülern in der Nähe des Lehrers Platz genommen, mit ihrem Trüppchen Kleinen, von denen jedes einen Lebkuchen mit den Händchen trug, den Heimweg an.

Meine Eltern und ich blieben noch ein Weilchen, hörten zu, was noch alles zum Lob des alten Lehrers gesprochen und gesungen wurde und brachen dann miteinander auf, nachdem wir den Jubilar noch kurz begrüßt.

Die größte Freude, jubelnde Befreiung erlebte mein Herz auf dem Heimweg, als ich zwischen den Eltern schreitend, Vater und Mutter über des Festes Verlauf zusammen reden hörte. Die Mutter hatte ein Wort gesagt, das ihr fest in den Ohren geblieben: wie der alte Lehrer ein Vorbild gewesen sei, ohne jeden Flecken. Der Vater schwieg eine Weile, als ob er diese Worte nachkostend prüfen müßte. Nachdem wir einige Schritte weitergegangen, sagte er so vor sich hin: „Ein Vorbild ja, im ganzen!“ dann lächelte er einwenig und hob den Stock, wie wägend, „doch ohne Flecken? das ist doch wohl zu viel gesagt für einen Menschen!“ Er räusperte sich und zeigte mit dem Stock auf unsere Hofstatt: „Wo ist ein Baum, der keinen dürren Ast getragen! Hauptsache, daß er im Leben ein guter Baum gewesen“.

Die Mutter stimmte leise bei und sagte: ja, das könnte man auch von den Menschen sagen. Ich sann auf dem ganzen Heimweg den Worten

nach, und als wir dann der Wäschere Häuslein sahen und sie schon wieder, auf dem Stiegentritte sitzend, an einem Kinderkleide flickte, da ging mir erst der Sinn des Wortes auf, und das war auch, was mir von diesem Feste und all den andern lauten Worten wohl am längsten in Ohren und auch im Herzen haften blieb: „Hauptsach, daß er im Leben ein guter Baum gewesen!“

Erster Schnee.

Wie nun alles stirbt und endet
Und das letzte Lindenblatt
Müd sich an die Erde wendet
In die warme Ruhestatt,
So auch unser Tun und Lassen,
Was uns zügellos erregt,
Unser Lieben, unser Hassen
Sei zum welken Laub gelegt.

Keiner weißer Schnee, o schneie,
Decke beide Gräber zu,
Daß die Seele uns gedeihe
Still und kühl in Wintersruh!
Bald kommt jene Frühlingswende,
Die allein die Liebe weckt,
Wo der Haß umsonst die Hände
Dräuernd aus dem Grabe streckt.

Gottfried Keller.

Winterzauber im Hochgebirge.

Skizze von Joseph Seß, Engelberg.

Wenn vor zwei Jahrzehnten gegen Ende Oktober die Wälder ihre goldenen Blätter verloren hatten, wenn es kalt und fahl geworden war auf Wies' und Ackerfeld, dann wurde auch im sommerfrohen Berglerherzen das letzte wanderlustige Flämmchen ausgeblasen. Fast trübselig wurden die langen Abende durchgeplaudert, und wehmütig gedachte man der sommerlichen Zeit, der klarblauen Herbsttage, in welchen es noch ein so frohes Umherschweifen in lichten Höhen gab. Und mit jedem Wintertage sehnte man sich immer mehr nach dem Frühlinge. Es war ein sehnfüchtiges Verlangen im ganzen Bergdorfe, ein gedrücktes Hoffen und eine feierliche Friedhoffstille, bis mit dem jungen Grün der Bann wieder gebrochen war und Erlösung winkte. — So war es vor ungefähr zwanzig Jahren. Heute aber ist es anders geworden! Das winterliche Bergdorf mit seiner Friedhoffstille, mit seinem Hoffen und Harren, ist den ganzen Bergwinter hindurch in weihnächtlicher Stimmung. Der Winter ist kein böser struppiger Geselle mehr, er ist ein lieber weißbärtiger Alter geworden, mit zwei himmelblauen gutmütigen Augen. Die Bergler haben mit dem Winter Freundschaft geschlossen, und nun gibt er ihnen so viel wie die stürmischen Frühlingstage, so viel wie der warme Sommer und der weinerliche Herbst.

Seitdem der Wintersport sich den Weg ins weiße Märchenland gebahnt, seitdem der Weihnachtstraum in Erfüllung gegangen, einmal von tiefverschneiter Bergwarte aus die schlafende silberne Welt zu schauen, da gibt es